

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915



Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In Furtmühlbach war eine reiche Ernte eingeführt, und die Bauern machten sich langsam an die Herbstgeschäfte. Aber die Tannenspitzen vom Heimbodelwald herab strich ein scharfer Oktoberwind. Er peitschte im Brennermühlhof eine helle Staubhölle auf und wirbelte sie in tiefem Woll durch das ganze Dorf, bis sie sich an Hagmayers Scheune brach und heulend zusammenfiel.

Da schlug drüben im Bauernhaus krachend die Haustür ins Schloß, und die Lisbeth setzte sich in die Stube auf das Kanapee.

Sie rieb sich so lange in den Augen, bis sie rot waren und der Andresel kam und nachdem Vater fragte.

Der Hagmayerbauer war im Wald. In der Oberförsterei, die drüben über dem Heimbodelberg liegt, ist ein neuer Forstwärter eingetreten. Der war heute im Hasenwinkel, einem kleinen Buchenwalde, der sich schon seit Jahrhunderten unter den Hagmayerforstgeerbt hatte. Jedes Jahr aber im Herbst kam einer von der Oberförsterei, um den jungen Schlag zu prüfen oder



Deutsche Pioniere bei der Instandsetzung der von den Russen gesprengten Weichselbrücken in Warschau. (Mit Text.)

Phot. M. Cennede.

den alten zum Durchforst reif zu bezeichnen. Dann hatte der Hagmayer überhaupt allerhand Waldspetulationen im Kopf, seitdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß das neue Eisenbahnprojekt sich stark mit dem Furtmühlbacher Wald beschäftigte. Er war nicht nur ein guter Bauer, der Vieh und Ackerfeld gut imstande hält, er war auch ein schlauer Kopf und guter Geschäftsmann. Wo es zu verdienen galt, war der Hagmayer dabei.

„Maidle, i glaub', du hast g'slennt“, begann nun der Andresel und setzte sich in den schweren Lederfessel am Ofen, der noch vom Urgroßvater Hagmayer stammte. Hier war immer sein Plätzchen, wenn er sich mal im Nachbarhause zum Abenddisput eingefunden hatte.

„G'slennt?“ entgegnete die Lisbeth, „warum net gar! Den Straßenstaub hat mir's ins G'sicht g'weht. Und jetzt beißt's halt'n wenig.“

„Ach, so ist's? Und i hab' schon g'meint, 's ging wieder einem Mannsbild nach!“

Die Lisbeth warf die Lippen auf:

„O jeh! Geht mir weg mit den Mannsbildern! I kann sie alle mitnander net leiden!“

„Alle?“

„Euch und den Vater freile nehm' ich aus. Aber die anderen sind mir alle zu dalket!“

„Alle?“ wiederholte der Andresel nun lauernd.

„Höchstens einer. Aber den mag i net, der ist mir zu fed! — und dann überhaupt, ob er, nach dem, was ich ihm hab'...“

Da sah sie in das verschmigte Gesicht des Alten und unterbrach sich in tomischem Zorn: „Überhaupt, was geht das Euch an?“

„Weißt, Lisbeth, i möcht halt noch tanzen auf dei-

ner Hochzeit. Das hat nimmer lang Weil!“ kam es herzlich vom Ofen zurück.

In diesem Augenblick ertönten Stimmen. Der Hagmayerbauer trat ins Haus, gefolgt von einem fremden Herrn in grüner Weidmannsuniform. „Nur reimpaziert, Herr Schlumberger!“

Unter der Stubentüre rief er aufgeräumt: „Da bring ich unsern neuen Herrn Forstwärter, gud ihn mal genau an, Lisbeth!“

Dabei fixierte er schmunzelnd sein „Hagmaille“.

Die Lisbeth aber stand bleich, starrte den unerwarteten Gast an und konnte kein Wort hervorbringen. So sehr war sie erschrocken. Der neue Herr Forstwächter hatte einen schwarzen Schnurrbart und war Unteroffizier der Reserve im roten Manenregiment Nummer neunzehn.

„Was steht und sperrt's Maul auf,“ herrschte sie der Vater an, „kennt unsern Manen nimmer?! Und jetzt holst'n Kost raus und was G'räuchtes auf'n Tisch, der Herr Schlumberger hat Hunger.“

Wie sie durch die niedere Kellertüre zum großen Moissah ging und den Holzhahnen aufdrehte, überstürzten sich ein Duzend Gedanken in dem kleinen Köpchen: Was mochte er wollen? Im Frühjahr, wie er da war, als schmudet Man, hatte er ihr gefallen. — Gott, jedes Mädel im Dorf hatte ihren Soldaten. Er hatte sie auch einmal flüchtig geküßt. Wie er damals fortgeritten ist, hat sie ihm nachgerufen: „Auf Wiedersehn!“ — Nun war er wiedergekommen, und sie ist erschrocken, daß sie nicht reden konnte.

Warum hatte sie sich denn damals von ihm lassen lassen? Wegen den andern wurde sie doch so grob?! — Aber das war etwas anderes, der mußte ja wieder fortreiten, und der Martin hätte ihr dann jeden Tag um ein „Kussel“ kommen können!

Nun ist der aber auch wiedergekommen! Wie sie der Vater nur angeschaut hat! „Wiegert, 's Krügel läuft über!“

Durch das Kellerloch sah sie, wie der Andrej schmunzelnd in sein Häuschen schlüpfte. Jetzt kam ihr eine Erkenntnis:

„Die Sache da oben war schon beschlossen!“ Sie stemmte trotzig die beiden Arme in die Hüften:

„Na, so was hab' i gern!“

Sie hatte sich plötzlich in eine But hineingebacht und tastete jetzt leuchtend die dunke Kellertreppe hinauf.

Schließlich mußte sie ja auch gefragt werden, Herr Forstwächter, und dann soll's der Lisbeth die Red' gewiß net verschlagen!

Der Hagmayer und sein Gast ließen sich den guten Rauchsped und den alten Birnenmost schmecken und besprachen dabei eifrig den Waldbausort und das neue Eisenbahnprojekt. Wie nun die Lisbeth gerade wieder mit dem neugefüllten Kofftrug eintrat, sollte der Bauer gerade mal hinter das Haus gehen, um nach den Knechten und Mägden zu sehen, die dort Kartoffel ausgruben.

In der Bauernstube war dann eine bange Stille eingetreten; der Herr Forstwächter mußte sich erst eine Weile an seinem gewicksten Schnurrbart zwirbeln, ehe er den Mut fand und etwas von der alten Liebe stammelte, die nicht roste. Dann nahm er einen weiteren Anlauf und gestand ihr, er habe sie nicht vergessen und sei nur gekommen, um sie zu fragen, ob sie sein Weib werden wolle.

Auf Lisbeths Stirn war die Hornesader inzwischen etwas gewichen. Sie brachte es nicht fertig, ihm geradezu „Nein“ zu sagen. Auch gestand sie sich nebenbei, daß ihn die grüne Jagduniform auch recht gut kleide.

So gab sie ihm nur den immerhin unfreundlichen Beiseid: „Da müßt sie sich erst besinnen. Bei ihr ginge das nicht so schnell. Zwischen Besper und Dunkelwerden laß sie sich net heiern.“

Als der Hagmayer zurückkam, fand er seinen Gast unter der Türe, den Hut in der Hand. Er hatte den Grund sofort erraten und legte ihm begütigend seine herbe Hand auf die Schulter: „Das Mädel ist dumm! Lassen Sie sich den Gang net gereuen, Herr Schlumberger. Und bald wieder. In drei Wochen ist Kirchweih!“

Der Forstwächter versprach wiederzukommen und ging dann die Dorfstraße hinunter.

Aber der Lisbeth ihrem Flachskopf brach nun ein Hagelwetter von Schimpfworten los, daß das Gesinde hinter dem Haus erstaunt aufhorchte und einen Augenblick die Hade ruhen ließ.

„Glaubst du, weil du 'n nettes G'sichtel hast, du kannst mir mein' Gast zum Haus raus bugisieren?!“ hatte sie der Vater angeschrien.

Sie ließ alles über sich ergehen und gab nur einmal kurz zurück: „I laß mi net verhandeln!“

„Verhandeln?! G'schwäzwerk, dumms! Reinst i hätt' das Getue net g'sehn, damals, während der Etnquartierung? Du verruckt's Weibstüch, du!“ Er nahm seinen Hut und wollte gehen, drehte sich aber nochmals drohend gegen sie:

„Oder bist am End so eine, der ihr Sinn nur nach'm rumflanierten steht? Mädel, ich sag dir, das, wenn i wüßt, — erwürgen tät ich dich auf der Stell! Müßt's deiner seligen Mutter heut noch verargen, daß sie mir hat so'ne Brut ins Nest gesetzt, so'ne vermaldecite!“

So sehr hatte den Hagmayerbauer der Jähzorn übermannt, daß er nach den stärksten Ausdrücken schnappte, nur um sein „Hagmaille“ zu treffen.

Die Lisbeth wollte weinen, aber es gelang ihr nicht. Erst später, wie sie am Herd stand und Feuer machte, würgte sie eine herbe Bitterkeit im Halse.

„Was nur die Mutter damit zu tun hatte?“ Die gute Mutter! Sie mußte viel leiden. Für alles das, was nicht nach des Vaters

Kopf ging, mußte sie die Schuld tragen. Als sie dann in der Hinterkammer lag und der Doktor ihr eines Tages das Leben abspach, da hatte er ihr weinend Abbitte geleistet. Dann ist sie gestorben. Nun rollten der Lisbeth doch die Tränen über die Wangen. Der Vater bekam auch einige davon mit der Schwarzbrotsuppe zu kosten.

Nach dem Nachessen sprach er nochmals auf sie ein, doch jetzt in einem väterlichen, milden Ton. Er erzählte ihr von seinen Waldinteressen, und daß man ihm den Forstwächter Schlumberger als einen tüchtigen und rechtschaffenen Menschen geschildert habe. Es wäre der zweite Sohn aus einem großen Bauernhof im Redartal. Ob sie denn einmal so einen Dorfladel zum Manne wolle? Er wüßte keinen im Dorf, dem er sein „Hagmaille“ und seine Bauernschaft anvertrauen möchte. Aber der Schlumberger tät ihm passen. Sie solle sich bedenken.

Später saß dann die Lisbeth auf ihrer dunklen Kammer, die im Zwergbau gegen die hinteren Gärten lag, am Fenster, und starrte in den Abend hinein. Sie sah, wie der Herrgott bedächtig die Nachlichtchen aufsteckte, wie im Dunkel ein Knecht und eine Magd zusammentrafen und stint in ein Gartenhäuschen schlüpfen.

Das Köpchen hatte sie auf ihre Hände gestützt, und ihre Phantasie gaultete ihr zwei Mannsbilder vor: Den einen, Rechtschaffenen, mit dem schwarzglänzenden Scheitel und dem Pomadegeruch, und den anderen, den Keden, mit dem wilden, braunen Lodengewirr. Dazwischen hörte sie das zärtliche Liebesgeflüster im Gartenhäuschen, und eine unbestimmte Sehnsucht überkam sie, daß sie sich trampfhast die Nägel ins Fleisch bohrte, um nicht zu weinen.

Der Schlumberger kam von nun an sehr oft über den Berg. Jedesmal, wenn er in die Nähe der Brennermühle kam, blieb er einen Augenblick stehen, und seine Augen suchten mißtrauisch das Gehöfte ab. Man hatte wieder zur Nachtzeit im Heimbodelwald Schüsse gehört. Der Herr Oberförster war wütend und hatte seinem Forstwächter rüchichtsloses Vorgehen gegen die „Himmelskreuzmillionengesellschaft da drüben“ anempfohlen.

So war dieser in Furtmühlbach kein seltener Gast mehr. Beim Hagmayerbauer wurde er aufgenommen wie ein guter Bekannter, so daß der Andrej sich öfter denn je vergnüglich in den Vartstoppeln trakte.

Die Lisbeth hatte sich darein gefunden, um so eher, da er ihr seit seinem ersten Besuche nicht wieder von seiner Liebe gesprochen hatte. Brachte es die Gelegenheit, daß er mit ihr allein war, so wußte er irgendeine Episode aus seiner Wanderverzeit zu erzählen, die er sich für solche Situationen wohl hatte vorher zurechtgelegt.

Nun war große Aufregung im Dorfe, denn am nächsten Sonntag war Kirchweih. Das Fest, das in den braven, einfachen Dorfbewohnern ein Gefühl der ungebundenen Daseinsfreude und die Erwartung toller, amüsanten Ereignisse erweckte. Das Kamin des kleinen Gemeindebadhauses rauchte schon die ganze Woche täglich bis spät in die Nacht hinein. Die einzelnen Hausmütterchen hatten den Kachofen für Stunden gemietet und eilten mit Kuchenblech schwer beladen über die Straße. Bald war in jedem Haus eine Kammer mit frischgebadetem Kirchbesuchen (Kirchweihstuchen) angefüllt. Ein betäubender Duft nach gebranntem Fett, Obst und anderen undefinierbaren Substanzen zog durch die engen Gassen und erzählte den Menschen vom Schlaffenlande. Auf dem freien Plage am Rathause wurde eine Karussell aufgeschlagen; die stellte in diesem Jahre neben Pferden auch Löwen, Schwäne und andere edle Tiergattungen auf den Plan des ritterlichen Spieles. Auch ein Kasperltheaterdirektor hatte sich auf einige Tage „häuslich“ niedergelassen. Ohne Zweifel, die „Furtmühlbacher Kirche“ hatte an Bedeutung gewonnen. Jung und alt lebte in freudiger Erwartung.

Ganz besonders freute sich der Martin auf das Fest. Erstens auf das „Gaudium“ im allgemeinen, und zweitens auf seinen neuen hellgrünen Sonntagsanzug, der ihn so gut kleidete, und den er an der Kirchweih zum ersten Male tragen wollte. Dabei dachte er an die Lisbeth. Er hatte sie während des Sommers nur selten gesehen. Ein paarmal hatten ihre Wege sie aneinander vorbeigeführt, und da waren sie beide ohne Gruß, wie schuldbeußt, weitergegangen. Erst nachdem der Martin eine kurze Strede zurückgelegt, blieb er stehen und drehte sich nach ihr um, und da traf es sich manchmal, daß auch sie gerade zurückschaute, um darauf wieder erschrocken weiter zu eilen.

„Das Flachsköpfle“, murmelte dann der Martin wehmütig und ging auch seines Weges. Oster denn früher sah er nach Feierabend im gemüthlichen Stübchen der Base Christine bei einem Krug Apfelmwein. Die gute Frau freute sich immer, wenn er kam, und der Schwesterjohn hatte sich beinahe wohlgeföhlt bei ihr. Nur die regelmäßige Portion gut ländliche Moral war ihm eine üble Beigabe, und die Bibelprüche. Von denen hatte sie, für

alle die verschiedenartigen Tagesereignisse passend, eine große Anzahl auswendig gelernt.

Im Brennermühlhose aber wurden die „lustigen Abende“ immer seltener.

Der Sonntag kam und ging auch schon wieder zur Neige. Wie an allen besonderen Tagen, auf die man sich wochenlang vorher gefreut, ging auch am Kirchweihfest die Sonne ihren Weg viel zu schnell für die Menschen. Das ganze Dorf war auf den Beinen, niemand ruhte an diesem Sonntage. Mit Ausnahme der beiden Kirchzeiten stand das Karussell nicht einen Augenblick still. Die verschiedenen Reitzgelegenheiten wurden geradezu gestürmt von jung und alt. Immer kürzer wurde die Fahrtdauer, und der alte, müde Gaul, der stumpfsinnig und apathisch im Innern seinen Kreis beschrieb und dadurch das schwindelnde Vergnügen verrückte, brauchte schon ab und zu die Peitsche, um seiner Pflicht zu genügen. Auch das „Kasperle“ hatte stündlich sein dankbares Publikum. So herrschte auf dem Rathausplatz während des ganzen Nachmittages ein tolles Treiben. Kindertrompeten, Rätzchen, kleine Dudelsackpfeifen und anderes Madanzug erhöheten noch den Jubel. Die jungen Burschen trugen große künstliche Sonnenblumen im Knopfloch und auf dem Hut, oder sie hielten eine lange Pfausfeder in der Hand und beschäftigten damit mit diabolischer Freude das zarte Geschlecht.

Schon seit einer Stunde hatte der Martin den Trubel verlassen. Jetzt saß er bei der Base Christine und verschlang ein großes Stück „Kirbetuchen“. Er freute sich auf den Abend, das Schönste kam ja erst, der Tanz im Engeltgarten.

„Ob die Lisbeth da sein wird?“ Er hatte das bestimmte Empfinden, daß sich heute noch etwas ereignen müsse.

Ein großer Teil der Bauern, Knechte und Mägde war nun zu Hause. Sie hatten sich eine Schürze über die gute Montur gebunden und machten sich ans Füttern. Das Vieh durfte auch am Kirchweihsonntag nicht vergessen werden. Aber eine kurze Zeit später traf man sich wieder bei der Engeltwirtin im Garten. Hier war erst das typische Bild der schwäbischen Landkirchweih.

Ein starker Draht war in einiger Höhe unregelmäßig zwischen den verschiedenen Bäumen gespannt, und daran hingen mehrere große Petroleumlampen mit Blechschirmen zum Anzünden bereit. Längs des Wirtshauses war eine lange Tafel gestellt. An dieser sammelten sich jetzt die jungen Mädchen des Dorfes, während gegenüber, am Gartensaum, an mehreren Tischen die Burschen zusammenrückten. Sie und da bildeten sich auch kleine Familien- oder Verwandtschaftsgruppen. Aber fast durchweg waren es junge Leute, die sich hier im Engeltgarten zusammenfanden.

Die Alten waren zu Hause geblieben, oder sie saßen in der Wirtstube, von wo aus ein lautes Stimmengewirr ins Freie drang. Dann hörte man wieder, wie die Grauhaarigen drinnen irgendein feinaltes Lied anstimmten, das von der Liebe handelte und den Jungen gänzlich fremd schien. Einer schlug dabei fortwährend mit der Stimme über und fand dies schön.

Der Garten hatte sich schnell gefüllt. Alle Tische rings herum waren schon dicht besetzt, nur ein verhältnismäßig kleiner Platz in der Mitte blieb frei, zum Tanz. In der unteren Ecke, vor der alten verbrauchten Regalbahn, hatte man mittels sechs leeren Bierfässern und mehreren Brettern ein Podium hergestellt, darauf saßen die Musikanten. Biedere Handwerker aus verschiedenen Nachbarortschaften, die des Sonntags den Zollstab oder Pflöcke mit der Flöte oder Tuba tauschten.

Als der Martin kam, hatten sie schon einige Tänze aufgespielt. Er sah allenthalben erhabte Gesichter, teils noch vom Wohngelühl des letzten Dreherz, teils schon vom starken Biergenusse. Gleich neben „der Musik“ saßen seine Kameraden. Sie hatten alle die Hüte im Nacken und waren sehr aufgeräumt.

„Dohr Marie“, rief der Siehlermichel, „do sein d' Jungg'ellen, do ist's lustig!“ Dann gröhlte er mit hoher Stimme:

„Bald graf i am Neckar, bald graf i am Rhein,
Bald hab i a Schängel, bald bin ich allein!“

Nun saß der Martin mitten in der Runde und suchte mit den Augen. Wichtig, dort, auf der anderen Seite, war die Lisbeth bei einigen Knechten und Mägden vom Haus, neben ihr der Forstwächter Schlumberger. „Also der!“ dachte der Martin. Einen dumpfen Druck verspürte er in der Brust, und in heller Röte stieg er ihm zum Kopfe. — Aber da war es, als hätte ihm die schöne Dirne da drüben freundlich zugewinkt, und er war glücklich.

Die Kellnerin stellte ein Krügel vor ihm, aus dem der weiße Schaum aufstieg. Das nahm er eilig zur Hand:

„Proßt Brüder'n! Sollt's leben, alle mit'nander:

„Kirbe ist net alle Tag! Zubeib, Zubeida!“

Währenddem hatte sich der Klarinettenspieler ein kleines Schälchen mit Salatöl bringen lassen und traukelte jetzt davon in sein Instrument. Dann ging's los:

„Dudelbidelbadelbunda — bunda — bunda . . .!“

Der Martin sah hinüber nach der Lisbeth. Da nahm sie der andere da drüben bei der Hand und führte sie zum Tanz.

„Also doch!“ Mit einem Zuge hatte er sein Krügel geleert. Wieder gingen einige Tänze vorbei. Dann sagte er endlich Mut und holte die Lisbeth zum Rheinländer. Diese quittierte lachend und stand auf, sobald sie ihn kommen sah. Mitten im Tanz hielt er an und fragte sie:

„Bist mir noch böß, Lisbeth?“

„Ach was, heut ist Kirbe, heut ist man sich net böß!“ gab sie zurück und zog ihn wieder in den Kreis.

Immer toller wurde das Leben im Engeltgarten, immer ausgelassener. Schon saßen zwischen den jungen Mädchen an der Tafel einige Burschen. Nun wurde ziemlich umständlich die Petroleumbeleuchtung angezündet.

Unterdesen spielte sich an einem anderen Tische eine amüsante Szene ab. Dort saß der Schmiedhansjörg, der altbeliebte Dorfkomiker. Ein langer, dürrer Mensch mit großen, vorstehenden Ohren. Dieser hatte sich auf allgemeinen Wunsch erhoben und auf den Tisch gestellt und führte nun mit seinem edelsten Mädchenteile unter gefährlichen Verrenkungen und Zudungen die unglaublichsten Vogenlinien aus.

Es war angeblich sein Namen, den er so in die Luft schrie, ein virtuosos Kabinettstückchen von ihm. Das junge Volk brüllte. Einige lachten Tränen.

Die Kellnerin brachte jetzt die süßliche „Junggesellenrunde“ von der Engeltwirtin, da warf der Martin dem Klarinettenspieler ein Marktstück in den Hut und verlangte einen Freiwaltzer. Ein Trompetensignal: „Freitanz!“

„Wer ist's? Wem gilt's?“ tuschelte es ringsum.

„Der Müllermarie und Hagmayers Lisbeth!“

Langsam wiegte sich das kräftige Paar in den Walzer hinein. Dann drehten sie sich immer schneller, immer toller um die gemeinsame Achse.

„Die können's!“ rief der Siehlermichel dazwischen. Alle anderen verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit die beiden, die jetzt mit einer Leidenschaft über den Platz wirbelten, als gälte es einen großen Preis zu erringen.

Einige nicht zu verkennende Schlussquieler aus der Klarinette machten dem wilden Tanz ein Ende, und mit einem hellen Fuchser warf der Martin seine schöne Tänzerin in die Luft, daß die bunten Röde flogen.

„Bravo, Marie, bravo Lisbeth“, klatschten sie im Kreise. Nur der Schlumberger sah mißmutig drein und zwirbelte geärgert an seinem gewickelten Schnurrbart.

„Schau den dort“, stieß der Siehlermichel seine Kameraden an, „den Grünspecht, wie er sich gift!“

Diese lachten auf in heller Schadenfreude. Es war in Furtmühlbach unter den jungen Burschen schon seit vielen Jahren guter Brauch, jeden Fremden, der um ein Mädel ins Dörfchen kam, mißgünstig zu hassen und ihn womöglich ordentlich durchzuprügeln.

(Fortsetzung folgt.)

Sieg der Liebe.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Morgen muß ich an die Front zurück“, verkündete Leutnant von der Brud den Schwestern. Es gab allgemeines Bedauern. Seit zwei Wochen war er der verwöhnte Pflegling im großen Lazarett zu J.

„So laden wir Sie heute noch einmal zum Kaffee ein“, erwiderte Schwester Adelsheid schon im Hinausgehen.

„Vielen Dank“, lachte Otto von der Brud. Dann, als er sich mit Schwester Margarete allein sah, fragte er, ihre Hand nehmend, leise in unterdrückter Erregung: „Wenn der Krieg vorbei ist, darf ich kommen, ja?“

Die blonde junge Schwester errötete dunkel. Sie hatte ihm nicht weh tun wollen und geglaubt, ihre große Zurückhaltung würde ihn davor bewahren, die Frage, die sie längst befürchtete, zu stellen. Es blieb nichts übrig, als ihm alles zu sagen. „Ich bin nicht frei, Herr von der Brud“, murmelte sie verlegen.

Er fuhr zurück, als hätte er einen Schlag erhalten. Zuerst schien es, als ob er noch etwas fragen wollte, aber dann nahm er sich zusammen. „Dann bitte ich um Vergebung“, sagte er tonlos. Sein hübsches Gesicht war blaß geworden. Er ging aus dem freundlichen Raum wie ein Träumender. Nur die Haltung bewahren! Es war nicht nötig, daß man ihn bemitleidete.

Und die Schwestern hatten alle gemerkt, daß er sein Herz an die jüngste von ihnen, die schöne Margarete von Hellen, verloren hatte. Ihr konnte niemand einen Vorwurf machen. Sie hatte sie ihm im geringsten Hoffnungen gemacht. Nur sein dummes Herz hatte gehofft und nicht gezwweifelt, daß so viel heiße, ehrliche Liebe auch Erwidierung finden müsse.

Am Nachmittag war er äußerlich ganz der alte. Er hatte sich ein wenig verspätet und kam mit einem ganzen Arm voll Frühlingsblüten, als Schwester Adelheid schon anfang, ungeduldig zu werden. Denn im allgemeinen hatte man nicht Zeit, sich lange hinzusetzen, um Kaffee zu trinken. So wurde er lustig ausgeholten und einen Augenblick herrschte munteres Geplauder an der Kaffeetafel. — Aber dann trat Stille ein. Keine der

Schwester mochte es sich merken lassen, wie bang ihr zumute war. Man wusste, daß sich wieder große Dinge vorbereiteten und hier, so nah am Gegner, da belam man die am schwersten Verwundeten. — Eine Weile noch trug Otto von der Brud die Kosten der Unterhaltung ganz allein, bis auch er verstummte. Der Kaffee war ausgetrunken.

Die Oberin stand auf. „Es ist Zeit, wir müssen uns beeilen.“

Sofort erhoben sich die Schwestern und gingen an die Arbeit.

Einen Augenblick stand Otto von der Brud noch bei Schwester Adelheid und Margarete von Hellen. Er hielt beide bei den Händen und sah ihnen tief in die Augen.

„Mir ist so dumpf zumute“, sagte er. „So, als ob es das letzte mal wäre, daß ich hier bin.“

„Wie können Sie das sagen?“ schalt die Schwester Adelheid; „wir haben Sie zu sehr verwöhnt, nun wird Ihnen eben das Scheiden von hier recht schwer.“

„Sie mögen recht haben“, lächelte er, „es waren herrliche Wochen hier bei Ihnen.“ Wie im Scherz legte er die Arme um die beiden Schwestern, um die mütterliche Adelheid und die schlank Margarete. Sein Gesicht war dicht über ihrem goldenen Haar, auf das er einen Kuß hauchte, ohne daß sie es merkte.

Sie war tief bewegt und vermochte kein Wort herauszubringen. Ihr tat das Herz weh. Was hätte sie darum gegeben,

hätte sie seine Werbung annehmen dürfen! Sie hatte nichts von der Liebe gewußt, als sie dem andern auf Wunsch der Eltern ihr Wort gab. Nun wurde sie seit Wochen zwischen Pflicht und Liebe hin und her gerissen.

Otto von der Brud Regiment stand ganz in der Nähe, sehr weit gegen den Gegner vorgeschoben. Ein paarmal kam er noch herüber geritten. Doch fiel es allgemein auf, daß er von einem

Mal zum andern stiller wurde.

Und dann kam ein Tag, da sagte er bei dem Abschied: „Morgen geht es zum Sturm. Ich werde wohl nicht wieder kommen.“

Er reichte den Schwestern nach der Reihe die Hand. Margarete von Hellen war die letzte. In seinen schönen, fröhlichen Augen glänzten Tränen, als er sich von ihr wandte.

Die nächsten Tage vergingen in angestrengter Arbeit für die Schwestern.

Es waren so viele Verwundete eingeliefert worden nach dem großen Sturme, daß in dem den Gegnern mehrere sehr wichtige Ortschaften entrissen worden waren. Die Verluste der Engländer waren ungeheuer. Auch die deutschen Regimenter hatten schwer gelitten.

Von Otto von der Brud fehlte jede Nachricht.

Die Schwestern versuchten, von den Sanitätsmannschaften etwas über



Der Schauplatz der Kämpfe in den mittleren Vogesen. Gezeichnet von Walter Emmerleben.

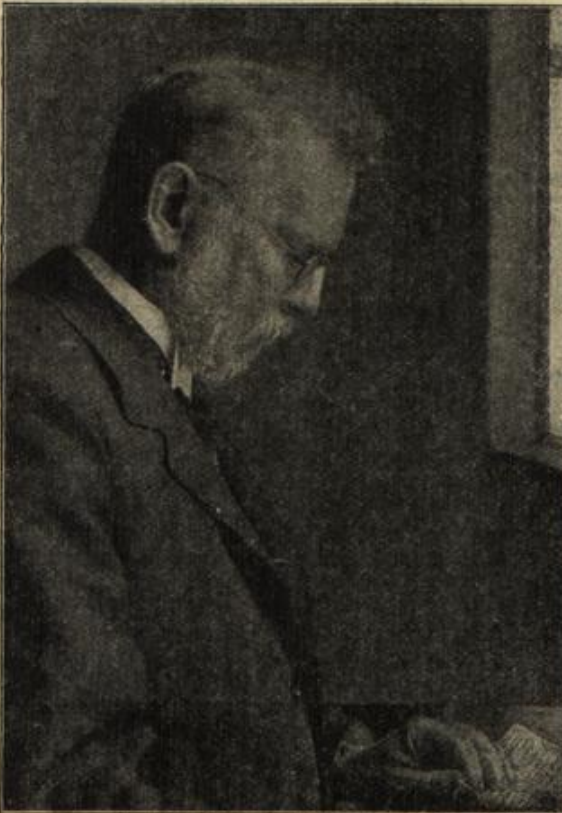
ihn zu erfahren, aber niemand wußte etwas Genaueres.

Am Abend des zweiten Tages kam der Bursche des Leutnants und berichtete traurig, daß der junge Offizier vermißt werde. Man habe gesehen, wie er gefallen sei, doch sei er nachher nicht aufgefunden worden. Man könne noch nicht an die Stelle herab, wo er vermutlich liegen müsse, da der Gegner sofort zu schießen anfangen, sobald sich jemand dort zeige. Es könne aber auch sein, daß er von den Feinden mitgeschleppt worden sei.



Russische Geschütze am Militärbahnhof der Festung Nowo. (Mit Text.)
Gefolgt. Rühlewinbt.

Schwester Margarete war außer sich. Sie, die Ruhige, Sanfte, Vornehme, war wie ausgewechselt. Sie verhandelte mit der Oberin und bat, sich über Nacht den Sanitätsmannschaften anschließen zu dürfen, um vielleicht manchen noch bergen zu können, der sonst da draußen verschmachten müßte. Ingeheim hoffte sie, den, den sie, wie sie sich nun gestand, liebte, vielleicht auch noch aufzufinden. Wie im Fieber traf sie alle Vorbereitungen.



Wirtl. Geh. Rat Prof. Dr. Paul Ehrlich.
(Mit Text.)

ich behaglich in meinem Bette läge, während die armen Menschen da draußen umkommen müssen.“ Tränen ersticken ihre Stimme.

Achselzuckend willigte Schwester Adelheid ein. Sie sah wohl: da war nichts zu wollen.

Schwester Margarete fuhr mit dem Burschen und den Sanitätsmannschaften auf dem Krankenautomobil hinaus. Die Schatten der Nacht begannen herabzusinken, als sie den Schauplatz der furchtbaren Kämpfe erreichten. Jetzt mußten sie den

Die Oberin war damit nicht einverstanden und versuchte abzuraten.

Die Jüngere aber hörte auf gar keine Vorstellung.

„Ich kann nicht anders, Schwester Adelheid“, rief sie, „ich würde es mir nie vergeben, wenn

Der Mond war heraufgekommen und erhellte mit nur schwachem Scheine das Waldgelände. Es sah noch wüst aus in der weiten Runde. Bekleidungsgegenstände und Gepäcksstücke, tote Pferde, Waffen und Munition lagen in trostlosem Durcheinander am Boden und boten einen schauerlichen Anblick, obwohl die Menschen schon geborgen waren.

Schwester Margarete achtete kaum darauf. Durch den monatelangen Dienst im Feld war sie an diese furchtbaren Eindrücke gewöhnt. Sie war nur von dem einen Wunsche besetzt, den zu finden, den sie so bitter hatte enttäuschen müssen. Ihr war, als könne sie nie wieder Ruhe finden, wenn sie nicht wußte, wo und wie er geendet hätte. Aber Stunde um Stunde verging in fruchtlosem Suchen. Immer hoffnungsloser sahen die treuen Augen des Burschen sie an.

„Noch bis zu der Stelle, wo der Weg aus den Tannen heraustritt, August“, sagte Margarete seufzend, „dann lehren wir um.“

Wagen verlassen und zu Fuße weitergehen. Die Schützengräben, die sich den Berg hinaufzogen, einer immer über dem andern, waren von den deutschen Truppen in Besitz genommen. Dort zu suchen wäre unnütz gewesen und gefährlich, denn sowie die Gegner eine Gestalt zu sehen glaubten, fingen sie ein wütendes Schießen an. Aber in dem Weidenbüsch des Flußufers und an den waldigen Abhängen konnte es möglich sein, daß ein Todwunder sich nicht

bemerklich hatte machen können. Still und eifrig begaben sich die beiden mit den Sanitätern an das Werk. Nur die nötigsten Worte wurden gewechselt. Je länger die Zeit voranschritt, desto tiefer sank ihnen der Mut.



General Freiherr v. Scheffer-Bohadel,
der deutsche Gouverneur Warschaws.



Vom Kriegsschauplatz in Tirol: Straßenperre am Tonalepaß. (Mit Text.)

„So weit ist der Herr Leutnant wohl nicht gewesen,“ sagte August Stürke; „aber wir können es ja versuchen.“

Ein ganz schwaches Wimmern drang an das Ohr der beiden. Sie blieben stehen und lauschten. Nein, es war keine Täuschung, da war es wieder! Mit angstbesügelten Schritten begaben sie sich in die Richtung, aus der der Laut zu kommen schien. Noch ein wenig in das Dickicht hinein, das hier zerstampft und verwüstet schien — da lag dicht am Abhang, hoch über dem Flusse, Leutnant von der Brud. Etwas tiefer, hell vom Mondlicht bestrahlt, hing sein Pferd, das den Felsen hinuntergestürzt war.

Margarete sank neben dem völlig Erschöpften in die Knie. Unaufhaltsam rannen Tränen über ihre Wangen, während sie dem Leidenden Kognak einsökte und mit sachkundiger Hand seine Wunden untersuchte. „Sie müssen die andern zu Hilfe rufen,“ sagte sie dem Burtschen, „der Herr Leutnant scheint schwer verletzt zu sein.“ Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und bettete den Kopf des Geliebten in ihrem Schoß. Unablässig mühte sie sich um ihn.

Endlich schlug er die Augen auf. Als er ihr schönes Gesicht über sich geneigt sah, trat ein seliges Lächeln in seine Augen.

„Du,“ hauchte er ungläubig, „du bist zu mir gekommen?“

„Ja,“ flüsterte sie weich und strich ihm ganz zart über die Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt war, „ich mußte dir sagen, daß —“

„O, sprich weiter,“ bat er, als sie stockte, „was wolltest du mir sagen?“

„Daß ich dein sein will,“ fuhr sie tapfer fort, während glühendes Rot ihr in die Wangen stieg.

Seine Augen leuchteten auf in seliger Lust.

„Ich habe sterben wollen, weil ich dich nicht erringen konnte,“ flüsterte er, „aber nun will ich leben!“

Matt fiel sein Kopf in ihren Schoß zurück. Die breiten Lider sanken über die strahlenden Augen. Ein Zucken ging über den schlanken, sehnigen Körper. Der Mond trat hell aus den Wolken hervor. Mit zauberischem Licht übergoß er den stillen Wald. Ab und zu dröhnte ein Schuß in der Ferne.

Aus dem Leben Robert Schumanns.

Von Alfred Nello.

Aus der Kinderzeit. (Nachdruck verboten.)

In der einen Ecke des Marktplatzes der kleinen sächsischen Stadt Zwickau hatte der Buchhändler Friedrich August Gottlob Schumann im Jahre 1807 in einem bescheidenen Häuschen eine Buchhandlung eröffnet. Das Geschäft ging gut. Vater Schumann war als Verleger wissenschaftlicher Arbeiten und Herausgeber der vielgelesenen „Erinnerungsblätter“ eine geachtete Persönlichkeit. Er galt als einer der angesehensten Bürger der Stadt und man schätzte ihn wegen seines Fleißes und seiner geschäftlichen Tüchtigkeit.

Eines Tages befindet er sich in seinem Privatkontor. Da kommt sein Jüngster, der zehnjährige Robert, der Liebling der Mutter, mit fröhlichem Gruß hereingesprungen und durchstöbert mit großem Interesse alle neu eingegangenen Zeitschriften und Bücher. Robert ist ein ausgewachsener, frühreifer Knabe. Er dichtet, schreibt kleine Dramen und ist wegen seines Klavierspiels in ganz Zwickau berühmt.

„Vater,“ sagte er, „weißt du, was ich jetzt komponiert habe?“

„Na, heraus mit der Sprache.“

„O, ein großes Werk; den 105. Psalm für Chor und Orchester. Unsere Schülerversammlung wird ihn nächsten unter meiner Leitung aufführen, und sollst du mir endlich sagen, liebster Vater, ob ich Musik studieren darf. Mit aller Macht treibt mich's zu ihr hin. Ihr könntet ich mein Denken und Fühlen anvertrauen. Also, liebster Vater, nicht wahr, ich darf Musik studieren?“

Bei den letzten Worten ist die Mutter ins Zimmer getreten. Erschrockenen Herzens hat sie die Frage ihres Jungen gehört. Angstlich forschend blickt sie Vater und Sohn an.

„Aber ich bitte dich, lieber Mann, der Junge darf nimmer ein Musiker werden. Robert, so werde doch endlich vernünftig! Ein Musiker ist ein armer Tropf, ein Hungerleider! Denk' an den armen Mozart, der gehungert hat. Ein Armenbegräbnis hat man ihm bereitet.“

„Ruhe“, gebot der Vater. „Nichts ist bis jetzt abgemacht. Hofkapellmeister Weber in Dresden hat dem Robert als Musiker eine glänzende Zukunft vorausgesagt. Aber gut Ding will Weile haben. Erst macht der Junge sein Abiturientenexamen, dann wird sich das Weitere finden!“

Vater Schumann, der liebe, treffliche Pfleger der Geistesgaben seines Sohnes, wurde bald von einer schweren Krankheit dahingerafft. Nun mußte auch Robert alle Hoffnung auf seine Künstlerlaufbahn begraben.

Die Mutter und der Vormund hatten ihn für das juristische Studium bestimmt. Dagegen gab es kein Widerstreben.

So wurde aus dem lebensfrohen Knaben ein stiller, nachdenklicher Träumer für Lebenszeit.

Die Leipziger Studienzeit.

Im Hause des Professors Dr. Carus in Leipzig ist große Abendgesellschaft. Auch der junge Robert Schumann ist eingeladen. In der musikalischen Sphäre des Hauses Carus fühlt sich der junge Student besonders wohl, denn die trodne Jurisprudenz sagte ihm gar nicht zu. Robert studierte dafür fleißig Musiktheorie und übte stundenlang am Klavier. Freilich durfte davon die Mutter nichts wissen. Plötzlich verstummte jedes Gespräch. Friedrich Wied, der bekannte Leipziger Musiklehrer, ist mit seinem neunjährigen, reizenden Töchterchen Klara an den Flügel getreten. Klara spielt mit ihren zarten Händchen eine Mozartsonate in meisterhafter Vollendung. Alles ist förmlich wie gebannt ob der Leistungen dieses Wunderkindes. Auch Schumann erwacht nach den letzten Tönen wie aus einem tiefen Traum. „Der siebenjährige Mozart kann nicht herrlicher gespielt haben als dieses gottbegnadete Kind“, murmeln seine Lippen und schon geht er auf Friedrich Wied zu und spricht ihn beklommenen Herzens an.

„Meister Wied, möchten Sie mich nicht auch als Klaviervirtuosen ausbilden? Sie wissen, daß ich leidlich gut Klavierspiele, aber ich will zu den Höhen der Kunst gelangen. Das kann ich aber nur unter Ihrer Meisterschaft! Bitte, nehmen Sie mich als Ihren Schüler an.“

„Und was wird die Mutter dazu sagen?“ fragt Wied mit strenger Miene.

„O, verehrter Meister, da müssen Sie mein Helfer sein und ihr alles auseinanderlegen; ich will ein Künstler werden, den die Welt um seiner Kunst willen liebt und schätzt!“

Wied schreibt an Schumanns Mutter einen langen Brief, der dem jungen Mann als Musiker eine glänzende Zukunft prophezeit, und schweren Herzens gibt die Mutter ihre Einwilligung zu der neuen Laufbahn ihres Sohnes.

Auf der Höhe des Ruhmes.

Behn Jahre sind ins Land gegangen. Schumann ist ein berühmter Komponist geworden, kein Klaviervirtuose, denn durch zu fleißiges Klavierüben hatte er sich eine Lähmung des rechten Mittelfingers zugezogen. Um so Herrlicheres hatte er der Welt durch seine Kompositionen geschenkt. Unermüdlich arbeitet der Künstler an neuen Werken. Aber hundert Lieder, einige Sinfonien, sowie einige hundert Klavierstücke sind bereits veröffentlicht und verkünden seinen Ruhm in aller Welt. Aber nur nicht rasten! Weiter vorwärts auf den Höhen der Kunst! Goethes „Faust“ will er in den schönsten Szenen durch seine musikalischen Gedanken verherrlichen helfen. Klara, die jetzt neunzehnjährige Tochter Friedrich Wieds, ist inzwischen sein Weib geworden. In Leipzig haben sie sich ihr Nest gebaut.

Aber bald ist Robert Schumann durch viele geistige Tätigkeit vollständig erschöpft. Er ist melancholisch, er fühlt sich bedrückt und krank. Im Gehirn hat er oft quälende Schmerzen. Der Arzt ratet zu einer Luftveränderung. „Ziehen wir nach Dresden“, sagt ihm die besorgte Gattin. „Dort erwarten dich liebe Freunde. Dort hast du neue Anregung für deine geplante Opernkomposition. Im sonnigen Elbgebirge wirst du an Leib und Seele gesunden.“

So siedelte das Künstlerpaar nach Dresden über. Kaum hatte sich der Künstler erholt, so ging es auch mit doppeltem Fleiß an die Arbeit. Die „Faust“-Szenen sollten fertig werden. Ein Chorgesangsverein zur Pflege des deutschen Liedes wurde außerdem gegründet. Ihm brachte der Künstler manch herrliche Gabe seines Schaffens dar. Einige große Konzerteisen mit Klara brachten großen Gewinn an Gold und Lorbeeren. Aber das alte seelische Leiden ließ sich nicht dämmen. Auch die Schmerzen im Gehirn machten ihn oft tagelang arbeitsunfähig. Oft beschlich ihn so quälende Angst, daß er nirgends Ruhe fand. So litt es ihn auch in Dresden nicht länger. Auch hier gab's keine Heilung für sein Nervenleiden. Fort! Weit fort wollte er! Freund Hiller berief ihn an seiner Stelle als städtischen Musikdirektor nach Düsseldorf. Das war nach seinem Wunsche.

„Komm, Klara,“ rief er freudig bewegt, „wir ziehen ins sonnige Rheinland. Dort will ich gesunden und wieder meines Lebens froh werden!“

Letzte Lebensjahre.

Ein freundliches Zimmer der Privatheilstalt des Dr. Richarz in Endenich bei Bonn. Ein blasser, frühzeitig gealterter Mann sitzt dort an einem Tisch in der Nähe des Fensters mit der Aussicht auf den frühlingsgrünen Garten. Er studiert eifrig eine Landkarte des russischen Reiches. Der stille Dulder kennt nicht mehr die Freuden des Lebens, das Glück, das ihm seine Kunst bedeutet. Namenlose Angst hat den Armen so gefottert, so entsehtlich gepeinigt, daß er sich aus seinem Düsseldorfer Heim unbemerkt entfernt hatte, um in den Fluten des Rheins Erlösung von seinem Leiden zu finden.

Das war am Faschnachtsmontag, am 17. Februar 1854 gewesen. Fischer hatten den Unglücklichen den eiskalten Fluten entzissen. Man brachte den Kranken in die Endenicher Nervenheilanstalt, wo er bereits stundenweise außer Bett sein konnte.

Aber so hell auch die Frühlingssonne scheinen mochte, den

Berierbild.



Wo ist die Herrscherin der Küche?

komponieren, — — — nur — — — ruhen — — — ruhen — — —

Müde läßt der Kranke sein Haupt sinken. Er wird zu Bett gebracht und schlummert.

So ging es fast täglich noch zwei volle Jahre, bis der müde Körper sich gänzlich aufgelöst hatte. Das war am 29. Juli des Jahres 1856, als der Kranke sich glücklich fühlte, sein treues Weib Alara bei sich zu wissen. Sie weilte seit Stunden am Krankenlager, mit bitterem Schmerz erkennend, daß jede Hoffnung auf Rettung vergeblich sei.

„Komm, Alara, ich will ausruhen, — — — recht — — — ausruhen — — — in deinen lieben — — — Armen — — —“

Schüßend barg sie das geliebte Künstlerhaupt an ihrem Herzen, ein langer Atemzug — ein tiefes Seufzen — — ein großes Künstlerherz hatte aufgehört zu schlagen.

Seinen Leib vertraute man der Erde an. Seine Künstlerseele weilt noch heute in seinen herrlichen Werken voll lichtem Glanze unter uns!

Das mißbrauchte Telephon.

Von Clara Dästerhoff.

(Nachdruck verboten.)

Als das Telephon noch eine ziemlich neue Erfindung war, besuchte ein Pariser Tenor in Gesellschaft seines Freundes eine Ausstellung elektrischer Apparate, die zu jener Zeit in der Nachbarschaft der Seinestadt zu sehen war. So blieben sie denn auch bei einem der zahlreich vorhandenen Telephone stehen, und der sachverständige Begleiter erklärte dem Sänger den Mechanismus des Instruments, seinen Gebrauch und seine Wirkung.

Der berühmte Rusiker erregte sich einer geradezu prachtvollen Singstimme, aber nicht einer entsprechend glänzenden geistigen Begabung, ganz besonders nicht in technischen und physikalischen Dingen. Daß man vermittlels der neuen wunderbaren Erfindung mit weit entfernten Personen sich unterhalten könne, kam ihm doch allzu märchenhaft vor.

„Das glaube ich nicht eher, als bis ich mich mit eigenen Augen und Ohren davon überzeugt habe“, erklärte er hartnäckig.

„Etwas, was du gleich hier an Ort und Stelle besorgen kannst“, meinte der Freund. „Sage mir nur, mit wem du ein Gespräch haben möchtest.“

„Da möchte ich es mit meinem Direktor versuchen“, gab der Künstler zur Antwort.

Sofort machte sich der andere an dem Instrument zu schaffen, um die Verbindung mit dem Direktor herzustellen, wie er sich ausdrückte, und zog sich dann zurück, weil es ihm doch peinlich sei, Zeuge eines Gespräches zwischen Fremden zu sein. In Wirklichkeit aber war er ein Schall, der Redereien über alles liebte, und der sich jetzt in ein Privatabinett des Ausstellers begab, mit welchem er den Apparat verbunden hatte. Kaum hatte er die Hörvorrichtung an sein Ohr gelegt, als er den Sänger sagen hörte, was er ihm als Einleitung empfohlen hatte:

„Kann ich ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Herr Direktor?“ Jetzt spielte der falsche Freund die Rolle des Direktors und antwortete: „Gern. Was steht zu Ihren Diensten?“

„O, nichts Besonderes“, ertönte es undeutlich und errögt vom andern Ende des Apparates. „Es macht mir nur einen ganz unbändigen Spaß, daß ich so auf die Entfernung mich mit Ihnen unterhalten kann.“

„Ja, es ist eine wunderbare Erfindung“, erklärte der andere. „Was gibt es denn Neues?“ setzte der Reuling das Gespräch fort.

„Neues?“ wiederholte der Pseudodirektor, scheinbar nachsinnend. „Ja, da wüßte ich nur eins, und das ist, daß in letzter Zeit Ihre Stimme stark gelitten hat. Man kann schon fast sagen, daß Sie Ihre Stimme verloren haben. Sie fallen aus jeder Melodie und können keinen Ton mehr anhalten. Was Sie noch bieten, ist kein Singen mehr, sondern ein Quietschen und Gurgeln, muß ich Ihnen sagen.“

Der unglückliche Tenor stand da wie vor den Kopf geschlagen. „Ich muß mich verhöhrt haben“, stotterte er angstvoll hervor.

„Nein, Sie haben sich nicht verhöhrt“, erklärte aber sein Quälggeist, und um die Keuigkeit desto wirksamer zu machen, wiederholte er sie Wort für Wort, um mit der Ankündigung zu schließen: „Wenn nicht Ihr Name noch eine gewisse Zugkraft besäße, so sähe ich mich genötigt, Sie Knall und Fall zu entlassen. Unter keinen Umständen aber kann ich Ihnen mehr als die Hälfte Ihres bisherigen Honorars zahlen.“

Daraufhin gab das Telephon keine Erwiderung. Bei einem Blick aus dem Fensterchen seines Kabinetts aber sah der Reder das Opfer seines „Scherzes“ aus dem Ausstellungslokal stürzen, eine Droschke herbeiwinken und davonfahren. Jetzt erst verlor sich das lustige Lachen auf seinem Gesichte: er überlegte, ob er nicht doch zu weit gegangen sei.

Der niedergeschmetterte Tenor fuhr unterdes, so schnell das Fiakerpferd ihn zu befördern geruhte, nach der Wohnung seines Kapellmeisters. „Herr Direktor“, redete er ihn an, atemlos vom hastigen Treppensteigen, „wenn es Ihnen darum zu tun ist, Geld an mir zu sparen, so bin ich bereit, für zwei Drittel meiner bisherigen Gage zu singen. Aber geben Sie mir nur das eine zu, daß ich meine Stimme nicht verloren habe, daß mein Gesang kein Quietschen und Gurgeln geworden ist!“

Das kam dermaßen gequält und nach Trost heischend hervor, daß der Direktor nicht anders denken konnte, als sein berühmter Tenor habe plötzlich den Verstand verloren. Beschwichtigend redete er ihm zu: „O, ganz gewiß nicht — wie können Sie so etwas denken! Sie wissen ja doch, wie große Stüde ich von Ihrem unvergleichlichen Organ halte. Wenn Sie sich aber freiwillig entschließen, Ihr Gehalt zu beschneiden, so nehme ich dies Anerbieten natürlich dankbar an.“

„Freiwillig?“ rief der Sänger verblüfft aus, „während Sie mir doch soeben durchs Telephon eine Verführung um die Hälfte androhten? Ich verstehe das nicht!“

Die Worte „durchs Telephon“ brachten den Kapellmeister auf die richtige Fährte. „Ich habe nicht durchs Telephon mit Ihnen gesprochen“, sagte er beruhigt. „Offenbar hat sich jemand einen schlechten Scherz mit Ihnen erlaubt. Unter den Umständen ist auch die angebotene Aufopferung eines Drittels Ihrer Gage hinfällig, und Sie singen in meiner Kavelle unter den alten Bedingungen. Hier, bitte, stärken Sie sich durch ein Glas guten Weines von der ausgestandenen Qual.“

Der Sänger erholte sich sehr schnell und war glücklicher als je vorher in seiner bevorrechteten künstlerischen Stellung. Die Freundschaft mit dem Redebold war jedoch für immer vorbei, und gegen das Telephon behielt er sein Leben lang einen unausrottbaren Widerwillen. Ganz verborgen war die Geschichte natürlich nicht geblieben, und so konnte sich der Genasführte lange Zeit vor versteckten Anspielungen nicht retten.



Herbst.

Erklingen sind des Sommers Melodien . . .

Entblättert liegt die Königin, die Rose,
Nur matt und schwächern grüßt die Herbstzeitlose;
Die letzten Schwalben nach dem Süden ziehen.

Und graue, nebel schwere Wollen fliehen;
Es treibt der Sturm in wirbelndem Getöse
Das gelbe Laub einher, das welcke, los,
Und Regenschauer jäh hernieder sprühen.

Doch golden flimmert's durch den Nebelschleier —
Noch einmal will Natur mit ihren Gaben
Die Herzen ihrer Kinder hold erfreuen.

Und fröhlich läßt sie uns zur Abschiedsfeier
An edlem Traubenblute uns zu laben.
Des Scheidens Weh zerrinnt in goldnem Wein!

J. M. W. B. W. W.

Deutsche Pioniere bei der Instandsetzung der von den Russen gesprengten Weichselbrücken in Warschau. Sofort nach der Einnahme von Warschau errichteten die deutschen Pioniere eine große Pontonbrücke über die Weichsel, und gleichzeitig wurde die Wiederherstellung der gesprengten Brücken unter Beiziehung von Warschauer Arbeitern in Angriff genommen, eine Arbeit, die schon erhebliche Fortschritte gemacht hat.

Nach der Einnahme von Kowno. Einige russische Geschütze, deren zahlreiche am Militärbahnhof der Festung zum Abtransport bereit standen. Sie konnten jedoch infolge des überraschenden Eindringens der deutschen Truppen in das Innere der Festung nicht mehr weggeschafft werden. Insgesamt fielen in Kowno 700 Geschütze in deutsche Hände, außerdem eine unüberschaubare Beute in den Forts und Magazinen, deren Räumung nicht mehr möglich war.

Wirtlicher Scheimer hat Professor Dr. Paul Ehrlich, der weltberühmte Entdecker des Salvarsans, Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M., starb im Bad Homburg v. d. H. an Herzschwäche im Alter von 61 Jahren. Zusammen mit Behring hat er die Serumforschung begründet. 1896-99 war er der Leiter des neuen Instituts für Serumforschung, dann übernahm er die Direktion des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M. Dort hat er das Atorol und unter Mitwirkung des Japaners Hata das Dioxymidoarinenobenzol entdeckt, das als neues Schlafmittel gegen Syphilis und Schlaflosigkeit unter dem Namen „Ehrlich 606“ oder „Salvarsan“ eingeführt wurde.

Vom Kriegsschauplatz in Tirol: Eine Straßensperre am Tonalepaß, der nördlich von der Adamellogruppe an der Grenze liegt und den Zugang zum Sulzberg bildet. Der Tonalepaß ist der Schauplatz erbitterter Kämpfe, da die Italiener von hier aus — allerdings vergeblich — in den Rücken der österreichischen Stellungen in Südtirol durchzubrechen suchen.

Allerlei

Zur Vorsicht. „Warum geht denn Ihr Mädchen immer mit dem Hute auf dem Kopfe durch das Haus?“ — „O, das ist ein neues Mädchen. Sie ist erst heute morgen gekommen und hat sich noch nicht entschlossen, ob sie bleiben will.“

Ein großfürstliches Vielliebchen. Als sich Großfürst Michael einmal in Paris aufhielt, hatte er bei irgendeinem Feste Rosa Bonheur, die berühmte Tiermalerin, zur Tischnachbarin. Sie unterhielten sich sehr gut miteinander, und beim Dessert, als der Großfürst eine Doppelmandel auf seinem Teller fand, aßen sie ein „Vielliebchen“ zusammen. Er vergaß es aber gänzlich und veräußerte infolgedessen, bei ihrem nächsten Zusammentreffen die Künstlerin mit Vielliebchen zu begrüßen. Rosa Bonheur ihrerseits hatte es nicht vergessen und rebete ihn lachend mit Vielliebchen an. Der geschlagene Russe erkundigte sich sogleich galant, was sie sich als Vielliebchen wünsche. — „O, irgendein nettes, kleines Tier, das sich malen läßt“, erwiderte die Künstlerin leichtsin. Er lächelte, verneigte sich tief — und schien auch diesmal die Sache vergessen zu haben. Wenigstens hörte sie nichts mehr davon, das „nette, kleine Tier“ traf eben auch nicht ein. Da vergaß die Malerin auch ihrerseits die ganze Angelegenheit. Erst ein halbes Jahr später wurde sie wieder daran erinnert. Da wurde nämlich das Vielliebchengeschenk bei ihr abgeliefert — in Gestalt dreier riesiger Eisbären! Großfürst Michael hatte sie erst für die einfangen lassen, „weil sie sich doch so gut malen ließen.“

Nichtige Arbeitseinteilung. In diesen zwei Worten liegt unendlich viel —: oft hängt der Friede des Hauses davon ab! Wird die Arbeit richtig eingeteilt, so schafft man in der gleichen Zeit das Doppelte als sonst. Eine angefangene Arbeit soll man niemals unvollendet fortlegen, sondern sie hintereinander erledigen. Viele jangen, wenn sie die alte Arbeit liegen gelassen haben, eine neue an, und so kann es vorkommen, daß man später mit Anlauf die erste Arbeit erledigt oder sie flüchtig ausführt, weil man jedes Interesse an ihr verloren hat. Zuerst ein begonnenes Werk vollenden, dann mit frischen Kräften ans neue Werk! Das ist auch die beste Arbeitseinteilung für die Hausfrau. Es muß die Arbeit im Haushalt nur richtig eingeteilt werden, dann wird man auch zur bestimmten Stunde fertig sein, kann sich erholen und seine Freizeit dem Manne widmen. Die Erholungstunden werden um so angenehmer sein, in dem Bewußtsein, treulich seine Pflicht erfüllt zu haben. Wird jede Arbeit nach der Zeit beendet, arbeitet man sozusagen nach der Uhr, dann wird die Hausfrau

stärker, wie schnell sich eine ins andere fügen und wie leicht es ist, auch der Erholung zu leben. Manche Frauen arbeiten aber von früh bis spät abends und werden nicht mit ihrer Arbeit fertig. Voran liegt das? Nur an der unrichtigen Arbeitseinteilung. Dadurch wird manche Viertelstunde verschwendet, die sonst der Erholung gewidmet sein könnte. M. M.

Gemeinnütziges

Pilze lassen sich auf folgende Art sehr wohlnehmend zubereiten. Man reinigt sie, wäscht und schneidet sie ziemlich fein, bringt sie in ein Sieb und gießt kochendes Wasser darüber. Nun schmort man die Pilze in Butter mit Salz, Kümmel, feingewiegter Zwiebel und Pfeffer. — Vor dem Anrichten wird die Sauce mit Sahne verdickt.

Vergißmeinnicht für den nächstjährigen Frühjahrsflor sind im Halbschatten auszusäen, damit sie sich schnell und kräftig entwickeln. Andernfalls werden die jungen Pflanzen leicht gelb und verkümmern. Der Samen muß etwa $\frac{1}{2}$ Zentimeter mit Erde bedeckt werden.

Solange die Fäden in der Mauer sind, ist den Schlägen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Im Schlag darf weder eine zu kalte, noch eine zu feuchte oder übelriechende Luft herrschen, und obwohl auch Zugluft zu vermeiden ist, muß doch der Eintritt frischer Luft möglich gemacht werden.

Als Wadentrampf bezeichnet man eine schmerzhafteste Zusammenziehung der Wadenmuskeln. Die Anfälle sind meist von kurzer Dauer. Sie sind in der Regel

auf Überanstrengung der Wadenmuskeln zurückzuführen und treten demgemäß mit Vorliebe nach langen Fußtouren auf. Zu bekämpfen sind solche Erscheinungen am schnellsten durch heiße Umschläge. Auch Senfteige können aufgelegt oder Einreibungen mit Sennipflanzöl vorgenommen werden. Vielfach soll auch eine Streckung des Beines guten Erfolg haben.

Stiefmütterchen sollte man selber ernten, um Gewähr für gute Farben zu haben. Der Samen ist reif, wenn die Samentapeln aufrecht stehen. Der Samen aus gebogenen Kapiteln ist unreif und verdirbt auf dem Lager. Man pflüdt daher nur die schönsten und größten Kapiteln.

Braun gestrichene Fußböden sehen wie neu aus, wenn sie nach dem Abwischen und dem Trocknen mit Buttermilch abgerieben werden.

Auflösung.

F	L	O	R	I	D	A
I	H	L	L	T		
U	L	L	L	H		
M	A	E	R	E		
E	U	R	N			

Scharade.

Das Erste eilet hin durchs Land,
Liegt auch an eines Sees Strand.
Das andre trägt oft deinen Fuß.
Du findest es an Bach und Fluß.
Das Ganze führte stolzen Troß
Dereinst ins feste Ritterloß.
Julius Fald.

Streufräsel.

A	A	A
A	B	B
E	E	E
G	G	H
N	N	N
R	R	U
U	V	V

Nach Erönen der Räthseln bezeichnen die drei sich entsprechenden waagrecht- und senkrechten Reihen je: 1) Einen deutschen Dichter. 2) Einen männlichen Vornamen. 3) Eine spanische Provinz. J. Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer:

Reuer-Regen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.